

Nicole Burzan / Brigitta Lökenhoff /
Uwe Schimank / Nadine M. Schöneck

Inklusionsprofile

Eine differenzierungstheoretische Sozialstrukturanalyse Deutschlands

**kultur- und
sozialwissenschaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
A <i>Theoretisches Konzept</i>	9
1 Gesellschaftstheoretische Perspektive	13
1.1 Funktional differenzierte Gesellschaft	13
1.2 Gesellschaftliche Inklusion der Person	19
2 Spezifikation des theoretischen Konzepts	25
2.1 Inklusionsprofile: Dimensionen	25
2.2 Determinanten von Inklusionsprofilen	36
2.3 Einordnung und Abgrenzung des Konzepts	41
B <i>Empirische Befunde</i>	47
3 Das methodische Vorgehen	51
3.1 Operationalisierung	51
3.2 Fragebogen	55
3.3 Stichprobenziehung und Durchführung der Befragung	59
3.4 Auswertung	62
4 Teilsystemische Inklusionsverhältnisse	71
4.1 Beispiel: Konsum	72
4.2 Beispiel: Sport	78
4.3 Vergleichender Überblick	85

5	Inklusionsprofile und ihre Determinanten	93
5.1	Inklusionsprofile in der empirischen Analyse	93
5.2	Lagemerkmale als Determinanten von Inklusionsprofilen	96
5.3	Die differenzierungstheoretische Fragerichtung: zeitliche und sachliche Determinanten von Inklusionsprofilen	111
6	Exemplarische Vertiefung: Inklusionsprofile in peripheren ländlichen Räumen	123
6.1	Gleichwertige Lebensverhältnisse	123
6.2	Periphere ländliche Räume	126
6.3	Empirische Ergebnisse	128
7	Fazit und Perspektiven	137
7.1	Zwischenfazit	137
7.2	Weitere Forschungsperspektiven	141
	Literatur	149
	Anhang I: Der Fragebogen	157
	Anhang II: Die Daten-CD-Rom	191

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Prägung der Lebensführung	34
Abbildung 2:	Beispielhafte Einordnung von Rollen in die soziale und zeitliche Dimension	35
Abbildung 3:	Das Inklusionsprofil einer einzelnen Person	36
Abbildung 4:	Potentielle Determinanten eines Inklusionsprofils	37
Abbildung 5:	Inklusion in das Teilsystem Wirtschaft über den Konsum	73
Abbildung 6:	Zwei fiktive Beispiele der Inklusionsprofile einzelner Personen	94
Abbildung 7:	Inklusionsprofil der Gesamtstichprobe	95
Abbildung 8:	Abweichungsprofile im Vergleich	102
Abbildung 9:	Entscheidungsbaumanalyse zur Inklusion in das Teilsystem Wissenschaft	106
Abbildung 10:	Faktorenanalyse über alle zwölf Teilsystemindizes	113
Abbildung 11:	Multiinklusion als Kontinuum	115
Abbildung 12:	Abweichungsprofile der Extremgruppen hoher und niedriger Multiinklusion von Gesamt	118
Abbildung 13:	Inklusionsprofile der drei Befragtengruppen	131
Abbildung 14:	Mittelwertabweichungen der peripheren ländlichen Räume von der Gesamtstichprobe	132
Abbildung 15:	Mittelwertabweichungen der Metropolen von der Gesamtstichprobe	132
Abbildung 16:	Mittelwertabweichungen der peripheren ländlichen Räume von den Metropolen	133
Abbildung 17:	Hypothetisches Modell des Forschungszusammenhangs Inklusionsprofile und persönliche Netzwerke	144
Abbildung 18:	Inklusion und subjektive Zeitpraktiken	145

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Teilsysteme	19
Tabelle 2:	Möglichkeiten der rollenförmigen Inklusion in gesellschaftliche Teilsysteme	28
Tabelle 3:	Zusammenhang von sozialer Lage und Aktivitäten als Konsument	74
Tabelle 4:	Inklusion in die gesellschaftlichen Teilsysteme	86
Tabelle 5:	Korrelation von Lagemerkmalen und teilsystemischen Inklusionen	88
Tabelle 6:	Ähnliche Inklusionsverhältnisse nach Lagemerkmalen	91
Tabelle 7:	Zusammenhänge zwischen Teilsysteminklusionen und dem Geschlecht (r)	97
Tabelle 8:	Mittelwertvergleiche teilsystemischer Inklusion von geschlechtsspezifischen Subgruppen im Vergleich zur Gesamtstichprobe	99
Tabelle 9:	Typische Muster männlicher und weiblicher Teilsysteminklusionen	100
Tabelle 10:	Zusammenhänge zwischen Teilsysteminklusionen und Bildungstiteln	104
Tabelle 11:	Korrelationen zwischen teilsystemischen Inklusionen	112
Tabelle 12:	Mittelwerte der Lagemerkmale für die Extremgruppen hoher und niedriger Multiinklusion im Vergleich zur Gesamtstichprobe	117
Tabelle 13:	Mittelwerte der Inklusion in das Teilsystem Massenmedien für Personen mit niedriger Multiinklusion im Vergleich zur Gesamtstichprobe	119
Tabelle 14:	Mittelwerte der Inklusion in das Teilsystem Sport für Personen mit niedriger Multiinklusion im Vergleich zur Gesamtstichprobe	120
Tabelle 15:	Mittelwerte der Inklusion in das Teilsystem Sport für Personen mit hoher Multiinklusion im Vergleich zur Gesamtstichprobe	120
Tabelle 16:	Mittelwerte der Inklusion in das Teilsystem Bildung für Personen mit hoher Multiinklusion im Vergleich zur Gesamtstichprobe	121
Tabelle 17:	Soziale Lagemerkmale der drei Befragtengruppen	130

Einleitung

Dieser Studienbrief widmet sich einer der wichtigsten Fragerichtungen der Soziologie. Die Fragerichtung wird oft als die nach dem *Verhältnis von Individuum und Gesellschaft* benannt. Etwas genauer geht es um die Teilhabe der je einzelnen Person an der modernen Gesellschaft.

Teilhabe kann bedeuten: Was ist der Anteil einer Person an dem, was die Gesellschaft „zu bieten“ hat: an gesellschaftlichen Leistungen, an „Werten“ und an Gelegenheiten? Man fragt dann üblicherweise etwa danach, wie Einkommen verteilt ist, welche Gruppen bessere bzw. schlechtere Bildungschancen haben oder wer das größere oder kleinere Risiko trägt, früh zu sterben. Kurzum: Die Frage nach den Teilhabechancen ist die Leitfrage der Erforschung sozialer Ungleichheiten – einer traditionsreichen und bedeutenden Forschungslinie der soziologischen Gesellschaftstheorie (Burzan 2004).

Teilhabe kann aber auch heißen: In welchen gesellschaftlichen Aktivitätsfeldern ist jemand wie stark involviert? Wie viel Zeit verbringt jemand beispielsweise mit Fortbildung – unabhängig davon, welchen Nutzen er daraus für seine berufliche Entwicklung zieht? Vielleicht macht es ihm ja auch einfach nur Spaß, mit anderen Menschen auf einem Wochenendseminar über Gott und die Welt zu diskutieren. Wie oft sucht jemand einen Arzt auf? Auch das hat weder notwendigerweise etwas damit zu tun, wie krank jemand ist – noch damit, wie krank jemand sich fühlt. Aber die Atmosphäre des Wartezimmers, das Gespräch mit dem Arzt und dem Apotheker, die tägliche Arznei: All das prägt die „alltägliche Lebensführung“¹ der Person und ihren Sozialcharakter. Wenn die Soziologie generell davon ausgeht, dass die Lebenserfahrung einer Person durch ihre Lebensführung geprägt wird und diese wiederum durch ihre Lebensumstände, und die Lebenserfahrung umgekehrt in die Lebensführung eingeht: dann muss interessieren, welche gesellschaftlichen Teilbereiche – etwa Konsum, politisches Engagement, Sporttreiben, Gesundheitswesen oder Familienleben – dem Leben des Einzelnen wie stark ihren Stempel aufprägen, und wie dieses Muster zwischen den Gesellschaftsmitgliedern variiert.

Um diesen Stempel geht es hier, und für ihn haben wir den Begriff des Inklusionsprofils geprägt. Im Gegensatz zur Ungleichheitsforschung wollen wir jedoch nicht ermitteln, wie viel oder wie wenig jemand aus bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen für sich „rauszuholen“ vermag, sondern wir untersuchen, wie stark jemand in seiner Lebensführung durch die Lebensumstände geprägt wird, die mit bestimmten Aktivitäten einhergehen. Dabei geht es zum einen um Aktivitäten, denen man sich kaum entziehen kann – wie etwa den Konsum als mehr oder weniger tagtäglichen Sachzwang oder den Krankenhausaufenthalt infolge eines Unfalls. Die zeitliche Intensität, mit der

¹ Um sogleich ein theoretisches Konzept anzuführen, das sich mit den hier präsentierten Überlegungen gut verbinden lässt – siehe Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) 1995.

man sich diesen Aktivitäten aussetzt, vermag man immerhin noch in gewissen Grenzen selbst zu bestimmen; nicht jeder ist z.B. ein begeisterter „Shopper“. Darüber hinaus sind viele Aktivitäten, denen sich jemand widmet, aber auch mehr oder weniger selbstbestimmt: Jemand kann, muss aber nicht Sport treiben oder sich für Kunst interessieren. Wir begreifen hier also die gesellschaftliche Prägung individueller Lebenschancen, Lebensführung und Lebenserfahrung nicht als Zwangsjacke, sondern zumindest in gewichtigen Teilen als individuell disponibel. Doch auch diese selbstbestimmten Engagements unterliegen mitunter höchst subtiler, gleichwohl wirkmächtiger Fremdbestimmtheit. Seit beispielsweise die Sportpolitik sowie die Sportverbände und -vereine „Sport für alle“ propagieren, also Sporttreiben u.a. mit dem Gesundheitsversprechen als etwas darstellen, was jedem Menschen „etwas bringt“, treiben auch Personen Sport, die früher nie darauf gekommen wären – und dies durchaus im Glauben, dass ihr Sporttreiben auf ihrer eigenen Entscheidung beruht (Hartmann-Tews 1996).

Das Konzept der Inklusionsprofile dient uns also dazu, bestimmte Aspekte der Lebensführung einer Person soziologisch zu charakterisieren. Diese Charakterisierung bedient sich einer bestimmten gesellschaftstheoretischen Perspektive, nämlich derjenigen der Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. An diese anknüpfend, wird im Teil A dieses Studienbriefes theoretisch dargelegt, was das Inklusionsprofil einer Person ausmacht: wie es beschaffen ist und wodurch es geprägt wird. Daran schließt sich der Teil B an, in dem die theoretischen Überlegungen des Teils A empirisch umgesetzt werden. In einer Erfahrungswissenschaft wie der Soziologie erweist erst die empirische Verwendung eines theoretischen Konzepts, was es taugt: ob es dabei hilft, relevante Phänomene der gesellschaftlichen Wirklichkeit aufzuschlüsseln. In diesem Sinne versteht sich der vorliegende Studienbrief auch als eine exemplarische Verdeutlichung des für die Soziologie konstitutiven Wechselverhältnisses von Theorie und Empirie.

A *Theoretisches Konzept*

Um die Fragestellung, die mit dem Konzept der Inklusionsprofile angegangen werden soll, in ihrer Bedeutung zu erfassen, kann man ganz allgemein mit folgender Feststellung beginnen: Menschen führen ihr Leben in Gesellschaft, weil zwischen ihnen vielfältige und sich in ihrer konkreten Beschaffenheit ständig verändernde, aber insgesamt nicht wegzudenkende Abhängigkeiten bestehen. Die Abhängigkeiten beziehen sich auf – im weitesten Sinne verstanden – Ressourcen, die ein Individuum zur eigenen Lebensführung benötigt. Solche Ressourcen reichen von elementaren Voraussetzungen des physischen Überlebens wie Atemluft oder Nahrungsmitteln auf der einen Seite bis hin zu subkulturell hochgradig diversifizierten Identitätsansprüchen – etwa dem auf ein Kontaktnetz mit Sammlern von Briefmarken der ehemaligen französischen Kolonien in Afrika – auf der anderen Seite. Letztlich geht es stets um Interdependenzen der Art, dass ein bestimmter Mensch an irgendwelchen Ressourcen interessiert ist, über die er selbst nicht verfügt, sondern die andere kontrollieren – zumindest mitkontrollieren in dem Sinne, dass sie einem die begehrten Ressourcen streitig machen könnten. Wenn etwa einem Autofahrer auf einer engen Straße ein anderer entgegenkommt und einer von beiden dem anderen Platz machen muss, ist die Zeitersparnis des Nicht-Warten-Müssens die Ressource, die beide gerne behalten würden, aber nur einer behalten kann, weil die beiden Autofahrer einander räumlich in die Quere gekommen sind. Gesellschaft ist, so betrachtet, nichts anderes als ein gigantisches Geflecht unzähliger wechselseitiger Ressourcenabhängigkeiten, denn diese bringen ein allseitiges generalisiertes Motiv zum Austausch von Ressourcen und damit zum sozialen Handeln hervor. Hartmut Esser (2000: 8) fasst diese Konstitutionslogik von Gesellschaftlichkeit bündig zusammen: „Beachtung finden die anderen Menschen erst dann, wenn sie für das eigene Handeln wichtig werden. Und das werden sie erst dann, wenn sie Kontrolle über interessante Ressourcen haben. Erst diese Verbundenheit über die gegenseitige Kontrolle interessanter Ressourcen erzeugt den Hintergrund für das soziale Handeln.“

Dieser Einbezug – die *Inklusion* – eines Menschen in die Gesellschaft erfolgt mithin aufgrund von Ressourcenabhängigkeiten, und der Vollzug von Gesellschaft besteht in der Abwicklung dieser Ressourcenabhängigkeiten. Dabei kann jemand die eigene Inklusion selbst aktiv betreiben, wenn er bezogen auf jemand anderen sozial handelt, ihm etwa eine Ressource, die er selbst benötigt, unter Gewaltandrohung zu rauben versucht; der andere hingegen wird in dieser Vergesellschaftungs-Episode passiv und höchst unfreiwillig inkludiert. Ist er allerdings erst einmal gezwungenermaßen inkludiert, tut er zumeist gut daran, das betreffende Inklusionsgeschehen fortan aktiv mitzugestalten – indem er sich beispielsweise gegen die Gewaltandrohung zur Wehr setzt. Andere, weniger antagonistische Inklusions-

ereignisse wären z.B. Kaufverhandlungen oder auch Freundschaftsbeziehungen.

In diesem ganz elementaren Sinne bedeutet Inklusion also nichts anderes als Vollzug von Gesellschaft durch sozial handelnde Akteure; und dies können neben individuellen Menschen auch kollektive oder korporative Akteure sein. Genauer: Inklusion bedeutet Vollzug von Gesellschaft durch gesellschaftliche Teilhabe. Die eingangs angesprochene Doppelbedeutung von Teilhabe wird hier offensichtlich. Soziologisch kann man den analytischen Akzent entweder, wie es die Ungleichheitsforschung vorwiegend tut, auf die *Ressourcen* zur Teilhabe legen, oder aber, wie wir es hier tun wollen, auf die *Aktivität* der Teilhabe. Selbstverständlich lassen sich beide Akzente auch miteinander verknüpfen.

Dem gerade skizzierten Bild von Gesellschaft als Abwicklung von Ressourcenabhängigkeiten zwischen Akteuren fehlt allerdings noch ein entscheidendes Moment, denn diese Abwicklung vollzieht sich nicht als je situativ stets völlig von Neuem durch die beteiligten Akteure gestalteter Prozess. Die Akteure müssen im Abwicklungsprozess vielmehr ihnen vorgegebene und ihnen äußerliche, also nicht im je eigenen Gewordensein liegende Bedingungen berücksichtigen. Diese Bedingungen sind die gesellschaftlichen Strukturen. Zu ihnen zählen etwa Institutionen, die normativ regeln, wie bestimmte Ressourcenabhängigkeiten zu bewältigen sind. Andere Arten gesellschaftlicher Strukturen sind kulturelle Leitvorstellungen darüber, welche Ressourcen wie begehrenswert sind, oder gesellschaftliche Verteilungsmuster bestimmter Ressourcen, also etwa die Einkommensverteilung. Zwischen diesen Strukturen und dem sozialen Handeln der Akteure besteht ein wechselseitiger Konstitutionszusammenhang, den Anthony Giddens (1984: 1-40) als sich über Zeit entfaltende „duality of structure“ umschreibt: Alle gesellschaftlichen Strukturen werden durch handelndes Zusammenwirken von Akteuren aufgebaut, erhalten und verändert; umgekehrt prägen diese Strukturen als normative, evaluative und kognitive Orientierungen das Handeln der Akteure (Schimank 2000a). Prägung heißt wohlgerne nicht, dass die Akteure nichts weiter als Marionetten der gesellschaftlichen Strukturen sind. Ein Akteur vermag sich bekanntlich bewusst über Strukturen hinwegzusetzen, indem er beispielsweise gegen eine Norm verstößt. Doch selbst dann beachtet er die Norm in dem Sinne, dass ihm ihre Existenz als gesellschaftlich gültig erachtete Regel bekannt ist.

Nun lässt sich der uns interessierende Zusammenhang genauer fassen: Wenn Gesellschaft aus der Perspektive jedes einzelnen Menschen einen ihm in jeder Situation der Abwicklung von Ressourcenabhängigkeiten immer schon vorgegebenen Strukturkontext darstellt, spiegeln sich in der individuellen Inklusion wesentliche Prägungen von Lebenschancen und Lebensführung wider. Gesellschaftliche Strukturen formen die je individuellen Lebenschancen in Gestalt von Restriktionen auf der einen und Opportunitäten auf der anderen Seite; und diese Bedingungen manifestieren sich in der tatsächlichen Lebens-

führung des Menschen. Mit Prägung ist hier wiederum keine völlige Determination, aber doch eine deutliche Konturierung des Möglichkeitsraums gemeint.

Die Soziologie hat sich immer schon für diese Prägung durch gesellschaftliche Strukturen interessiert – am nachhaltigsten sicherlich die Ungleichheitsforschung. Sie richtet ihr Augenmerk – wie der Name schon sagt – auf die Ungleichheit der gesellschaftsstrukturell vorgeprägten Lebenschancen und zeigt auf, welche Unterschiede für die Lebensführung diese Chancenungleichheiten zur Folge haben. Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen hier gesellschaftliche Verteilungsstrukturen – sei es als sich faktisch u.a. aus konflikthafter Auseinandersetzungen ergebende, sei es als durch institutionelle Regelungen vorgegebene. Zumeist liegt eine Gemengelage beider Arten von „Verteilungsschlüsseln“ vor. Die von der Ungleichheitsforschung am stärksten betrachteten, begehrten und ungleich verteilten Ressourcen sind Bildung, beruflicher Status, Einkommen und Sozialprestige (Geißler 2002).

In diese generelle Fragerichtung nach der gesellschaftsstrukturellen Prägung der Lebenschancen und Lebensführung von Personen wollen wir uns mit einer neuen Perspektive, dem Konzept der Inklusionsprofile, einklinken – nicht, um der Ungleichheitsforschung entgegenzutreten, sondern um ihr an die Seite zu treten. Unsere analytische Perspektive auf Inklusionsprofile fokussiert nicht Strukturen der Ressourcenverteilung, sondern gesellschaftliche Differenzierungsstrukturen. Auf diese Weise lenkt sie den Blick zum einen in *deskriptiver* Hinsicht auf Aspekte von Lebenschancen und Lebensführung, die die Ungleichheitsforschung kaum oder gar nicht wahrnimmt, zum anderen lassen sich diese Aspekte – in der Analyse als abhängige Variablen verstanden – aber auch mit ungleichheitstheoretisch begründeten *Erklärungsfaktoren* verbinden.

Die in diesem Teil A erfolgende theoretische Explikation des Konzepts der Inklusionsprofile vollzieht sich in zwei Schritten. Im Kapitel 1 wird zunächst die allgemeine differenzierungstheoretische Perspektive auf die moderne Gesellschaft in denjenigen Grundzügen, die hier wichtig sind, umrissen. Daran anschließend wird dargelegt, wie sich die Inklusion der Personen in die moderne Gesellschaft vollzieht. Das Kapitel 2 baut dann auf diesem Verständnis von Inklusion unter Bedingungen moderner Gesellschaften auf und entwickelt erstens eine Reihe von wichtigen analytischen Dimensionen zur beschreibenden Charakterisierung spezifischer Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile. Zweitens wird die Frage aufgeworfen, welche Faktoren die spezifische Beschaffenheit von Inklusionsprofilen erklären können; dabei wird dann die Rede auch auf ungleichheitstheoretische Erklärungsfaktoren kommen. Abschließend wird das Konzept der Inklusionsprofile mit anderen, vorwiegend ungleichheitstheoretisch begründeten Konzepten verglichen, die die Person und ihre Lebenschancen und Lebensführung soziologisch zu fassen versuchen.